

## **„Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist.“**

**Predigt über Mi 6, 8 anlässlich der Kreissynode des Kirchenkreises Duisburg  
am 2. November 2007 - Pfarrer Hauke Faust, Ev. Gefängnisseelsorge Duisburg**

„Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was Gott von dir fordert: nichts anderes als dies: Gerechtigkeit tun, Güte lieben und behutsam mitgehen mit deinem Gott.“

Es ist uns gesagt, was gut ist. Trotz vielleicht erster Abwehrreflexe gegen Forderungen und Gebote, vielleicht hilft es ja doch, wenn uns jemand wie Micha sagt, was gut ist. Denn wir wissen ja nur zu genau, dass Leistung, Erfolg, Konsum oder besonderer Konsumverzicht alleine uns keine wirkliche Orientierung für unser Leben geben können. Und wenn man sich umhört in vielen Lebensbereichen: wer weiß denn schon so genau, was gut ist und was böse. Jeder scheint etwas anderes darunter zu verstehen. Unsere Welt ist doch so kompliziert. Es herrschen Sachzwänge, und in ethischen Fragen entscheidet oft Expertise. Nicht das Gute wird gesucht, sondern in Güterabwägungen werden Vor- und Nachteile, Sinnvolles und Zweckmäßiges bei Lösungen von Problemen ermittelt, die oft Kompromisse erfordern. Werte sind in ständigem Wandel und können historisch und kulturell relativiert werden. Und in all dem stellt sich doch immer auch die Frage, ob sich in dem, was der einzelne für gut hält, nicht ein anonymes System von Werten durchsetzt, das er gar nicht zu durchschauen vermag und das nur aufgrund bestimmter Machtverhältnisse Gültigkeit gewonnen hat. Vielleicht hilft uns hier ja Micha weiter. Vielleicht kann er unserer Skepsis etwas entgegen setzen. Vielleicht kann er uns ja zeigen, was gut ist und was Gott von uns will. Allerdings bleibt beim ersten Blick die inhaltliche Füllung dessen, was uns der Micha-Text als Richtschnur für unser Handeln mitgeben will, erst einmal abstrakt und vieldeutig: „Gerechtigkeit tun“, „Güte lieben“, „behutsam mit Gott mitgehen“ – das alles hat etwas von einer zeitlosen, belanglosen Richtigkeit. Es bewegt aber unser Herz nicht. Deshalb will ich versuchen, die Botschaft des Micha, so wie ich sie verstehe, ins Leben zurück zu übersetzen, damit sie wieder Profil und Schärfe gewinnen kann.

Ein Gefangener aus einer JVA erzählt aus seiner Kindheit: „Ich war ungefähr vier ein halb Jahre alt. Mein Vater hat mich zu seiner Arbeitsstelle mitgenommen. Er musste mit dem Chef reden. Auf der Baustelle hörte ich, wie der Chef meinen Vater beschimpfte und beleidigte. Daraufhin beleidigte ich den Chef mit Worten, die ich gerade erst gelernt hatte. Mein Vater und der Chef lachten darüber. Dann bin ich zum Auto gegangen und habe dort gewartet.“

Etwas später kam mein Vater, und wir fuhren los. Dann bog mein Vater auf einen Parkplatz, kam zu mir nach hinten, kniff mich, schlug mir mit der flachen Hand, dann mit der Faust ins Gesicht. Und als er fertig war, spuckte er mir ins Gesicht, zwei – dreimal. Ich werde den Gestank seines Speichels nie vergessen. Dann fuhr er los. Ich weinte schrecklich. Und mein Vater war dann ein anderer Mann in meinen Augen.“

Da ist ein kleiner Junge, der loyal zu seinem Vater steht und versucht, ihn gegen seinen Chef zu verteidigen. Ein Vater, der sich dadurch von seinem kleinen Sohn vor seinem Chef blamiert fühlt und der nun seine Wut am Jungen auslässt. Ein Vertrauensverhältnis, das nachhaltig zerstört ist. Kränkungen, von denen sich der Junge bis heute als Erwachsener nicht erholt hat. Was daran aber eigentlich empört, ist, mit welcher Brutalität der Vater die Offenheit und Schutzlosigkeit des Jungen verletzt, als er ihm ins Gesicht schlägt und ins Gesicht spuckt. Er hat nicht nur offensichtlich keine Gerechtigkeit getan und keine Güte gehabt, sondern in seinem Jähzorn überhört er den Anruf Gottes, der in der Verletzlichkeit seines Sohnes vernehmbar wäre. Denn als der Vater in das Gesicht seines Jungen schlägt und spuckt, trifft er einen grundsätzlicheren Bereich als den psychologisch beschreibbaren, einen Bereich, der unmittelbar an das Gottesverhältnis rührt.

„ In einem Konzentrationslager. Die Gefangenen bekommen den Befehl, sich einander gegenüber zu stellen und einander ins Gesicht zu spucken. Trotz Entkräftung, Unterernährung, Todesangst und willkürlichem Terror: niemand spuckt. Maschinenpistolen werden entschert. Ein neues Kommando: „Schlagt dem anderen in die Fresse!“ Die Hände der Gefangenen bleiben unten. Niemand schlägt.“

Jemandem ins Gesicht zu schlagen oder zu spucken, muss in physischer Hinsicht nicht besonders horribel sein – da hat man ganz andere Dinge gemacht - ; das Horrible an diesem Befehl lebt von einer metaphysischen Dimension, von der er weiß und die er nieder zu brechen versucht. Die Perfidität dieses Befehls liegt darin, Menschen unter Androhung von Gewalt zu Mittätern von etwas machen zu wollen, das ihnen selbst zutiefst zuwider ist. Sie sollen kränken, was eigentlich unantastbar ist : die Würde des Gesichts. Wem ins Gesicht gespuckt wird, wird in dieser Würde verletzt. Dessen Gesicht wird zur Fresse gemacht. Der Befehl, jemandem ins Gesicht zu spucken, legt indirekt Zeugnis davon ab, dass das Gesicht eigentlich nichts ist, in das man spuckt. Es gehört einer Dimension zu, die der menschlichen Verfügungsmacht grundsätzlich entzogen ist. Wo ein Gesicht in unser Blickfeld kommt und

uns anblickt, ist damit gleichzeitig vor aller Überlegung, was gut oder böse sein könnte, eine unbedingte religiöse Forderung mitgegeben: es ist dir gesagt, was gut ist: **Du sollst nicht in dieses Gesicht schlagen. Du sollst nicht in dieses Gesicht spucken.** Der Befehl im Lager versucht, diese Forderung ungültig zu machen und durch ein willkürliches Gesetz des Stärkeren zu ersetzen, um sich zum Herrn zu machen darüber, was als gut und als böse zu gelten hat, über Sinn und Würde des Lebens und über dessen Schöpfer.

Aber wir müssen noch tiefer gehen:

„In einem Konzentrationslager. Die Gefangenen bekommen den Befehl, sich einander gegenüber zu stellen und einander ins Gesicht zu spucken. Trotz Entkräftung, Unterernährung, Todesangst und willkürlichem Terror: niemand spuckt. Maschinenpistolen werden entsichert. Ein neues Kommando: „Schlagt dem anderen in die Fresse!“ Die Hände der Gefangenen bleiben unten. Niemand schlägt.“

Die Gefangenen weigern sich, in das Gesicht der Mitgefangenen zu spucken und es damit zur Fresse zu machen. Denn sie gehorchen einem anderen Befehl, der im Gesicht als Antlitz vernehmbar wird. Das Ant – litz blitzt im Gesicht des anderen auf wie ein uns entgegen leuchtendes Licht, das Antwort verlangt. Es scheint gleichsam durch Haut, Falten und Runzeln des Gesichts hindurch und macht dessen unverfügbare Lebendigkeit aus. Es übersteigt darin das bloße leibliche Aussehen des Gesichts, seine Mimik und seine beschreibbare Beschaffenheit. Was im Antlitz des anderen objektiv feststellbar und beschreibbar ist, wird immer wieder durch den lebendigen Ausdruck des anderen überflügelt. Das Antlitz ist unabhängig von meiner Sinnggebung und meiner Macht. Es hängt nicht von meinem Können, Wissen oder Wollen ab, es übertrifft jederzeit das plastische Bild, das es in mir hinterlässt; es ist somit das ganz Andere, Freie, das mir Widerstand bietet und das sich nie von meinen Vorstellungen oder Besitzergreifungen einholen lassen kann. Von jeder Form entblößt, die ich ihm geben könnte, ohne Platz in der gewohnten Ordnung, in der wir leben, ist es nackt, rechtlos, schutzlos und fremd. So aber stiftet es Beziehung. Denn wo ein Mensch mich als Antlitz in seiner Nacktheit und Schutzlosigkeit anblickt, appelliert er unmittelbar an meine Verantwortung und Hilfsbereitschaft. Flehend und befehlend zugleich drängt es auf Antwort, die keinen Aufschub duldet, fordert es von mir unvertretbare Stellungnahme, der ich nicht ausweichen kann: es ist **dir**, Mensch, gesagt, was gut ist. Das Gute hat sich hier von aller Güterabwägung losgelöst und tritt im Antlitz als unbedingte Forderung entgegen. Es

durchkreuzt meine Sinngebungen, meine Selbstbehauptungen und Selbstrechtfertigungsversuche und ruft mich zur Verantwortung für den anderen in seiner Not, Schutzlosigkeit, Einsamkeit und Fremdheit. Es verlangt **Gerechtigkeit**; Gerechtigkeit, in der ich dem anderen einzig durch die Verantwortung für ihn verbunden bin und in der ich mich gegen jede Form der Verdinglichung seiner Würde entgegen setzen muss. Es verlangt **Güte**; Güte, die Gemeinschaft mit dem anderen sucht, die bereit ist, sein Leiden zu teilen und die sich ihm nur als Geheimnis nähert. Bevor ich überhaupt von mir aus nach Gerechtigkeit und Güte fragen kann, haben Gerechtigkeit und Güte mich im Antlitz des anderen Menschen schon gesucht. Und sie alle: die Fremden, Witwen und Waisen der Bibel, die Rechtlosen und Schutzlosen, die Im-Stich-Gelassenen, die Obdachlosen, die Gedeemütigten und Beleidigten, die armen, ins Gesicht geschlagenen Kinder und die allein gelassenen, vergessenen Alten, sind Ausdruck für diese Nacktheit des Antlitzes. Sie blicken uns in ihrer Schutzlosigkeit an, rufen uns in ihrem Elend und verlangen Gerechtigkeit und Güte; sie fordern uns auf, ihnen zu dienen, ihnen beizustehen, sie zu schützen, für sie einzutreten. „Denn alle sind an allen schuldig. An allen Kinderchen. Denn es gibt ja große und kleine Kinder“, lässt Dostojewskij Mitja Karamasow sagen. Die Gefangenen, die sich weigern, ins Gesicht der Mitgefangenen zu spucken, gehorchen diesem ursprünglichen Gebot des Antlitzes und nehmen dafür Repressionen und den Verlust ihres Lebens in Kauf.

Ein letzter Schritt:

„In einem Konzentrationslager. Die Gefangenen bekommen den Befehl, sich einander gegenüber zu stellen und einander ins Gesicht zu spucken. Trotz Entkräftung, Unterernährung, Todesangst und willkürlichem Terror: niemand spuckt. Maschinenpistolen werden entsichert. Ein neues Kommando: „Schlagt dem anderen in die Fresse!“ Die Hände der Gefangenen bleiben unten. Niemand schlägt.“

Das Antlitz des anderen fordert Gerechtigkeit und Güte ein. Es überragt jede Vorstellung und Sinngebung, die ich je von ihm haben könnte, auch jede Heiligkeit, die ihm als Eigenschaft zukommen könnte, unendlich, und lässt so letztlich die Stimme Gottes hörbar werden. Der Philosoph Emmanuel Levinas verwendet hierfür die Metapher der Spur. Die Spur ist die Anwesenheit dessen, der nie erscheint, der immer schon vorüber gegangen ist, aber mich gerade in seiner Abwesenheit unendlich angeht. Gott ist als Spur gegenwärtig. Wenn der Nächste uns in seinem Elend anblickt und wir dem Ruf des Antlitzes folgen und Gerechtigkeit

tun und Güte lieben, achten wir diese Spur, gewinnt diese Spur für uns Bedeutung. Im Elend des Nächsten ist es Gott selbst, der um uns wirbt und Gerechtigkeit und Güte fordert. Der Vater, der seinem Sohn jähzornig ins Gesicht schlägt, missachtet den göttlichen Anruf. Er überhört ihn schlicht in seinem Ärger. Ihm fehlt es an Behutsamkeit und Sensibilität für die Spur. Der Befehl im Konzentrationslager will dagegen die Spur systematisch für immer auslöschen. Die Gefangenen, die sich diesem Befehl verweigern, gehorchen dem Anruf Gottes zur Gerechtigkeit und Güte und zeigen so Ehrfurcht vor der Spur. Darin gehen sie behutsam mit Gott mit.

Und wir? Wo gehen wir behutsam mit Gott mit? Wo sind wir aufmerksam für die Spur Gottes hier in unserem kirchlichen Leben, auf unserer Synode und in dem, was wir heute und morgen hier beraten und beschließen? Wo kommt das vor in unserem vielfältigen Gottesdienst, in unserer katechetischen Arbeit, der Sorge um die Finanzen, den ökumenischen Bemühungen, den Diskussionen um Arbeitsfelder, Strukturen und Einsparungen, in unseren Leistungen, manchmal auch in unserem Verzicht? Gott will nur das eine: Gerechtigkeit und Güte. Alles wird sich daran messen lassen müssen, ob wir in all dem, was wir tun, ob wir in all unseren Beratungen, Güterabwägungen, Kompromissversuchen und Entscheidungen immer dem Antlitz des Schwächsten dienen, der uns in seinem Elend anblickt, ob wir für ihn sensibel sind und in seiner Not den Anruf Gottes vernehmen. Wo wir so aufmerksam und behutsam mit Gott mitgehen, geschieht Kirche. Und ich bin sicher: auf diesem Weg wird uns auch Jesus aus Nazareth begegnen. Diesem Galiläer gelang es, die Stimme Gottes so achtsam in der Not des Nächsten zu hören, dass er sich dafür selbst ins Antlitz spucken lassen musste. Aber die Spur, für die er immer wieder offen war, konnten sie nicht auslöschen.

„In einem Konzentrationslager. Die Gefangenen bekommen den Befehl, sich einander gegenüber zu stellen und einander ins Gesicht zu spucken. Trotz Entkräftung, Unterernährung, Todesangst und willkürlichem Terror: niemand spuckt. Maschinenpistolen werden entsichert. Ein neues Kommando “ Schlagt dem anderen in die Fresse!“ Die Hände der Gefangnen bleiben unten. Niemand schlägt.“

Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was Gott von dir fordert. Nichts anderes als dies: Gerechtigkeit tun, Güte lieben und behutsam mitgehen mit deinem Gott.

Amen.